

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Sie war ihm fatal. Humoreske in Briefen von Helene Stöhl. — Im Hause Fugger. Originalzeichnung von Gehjer. — Alpenrosen-Gruß. Von Georg Baron von Dyhern. — Gallerie schöner Frauen. VII. Friederike Robert. Von F. von Hohenhausen (mit Titelbignette und Porträt von F. Grot' Johann). — Germania. Von A. von Werner. — Deutsche Frauenbilder aus dem Elsass. Von Fedor von Köppen. (Schluß). — Lieb ohne Worte. Comp. von Richard Wierst. — Aus dem Tagebuch der Annette von Glafey. — Auflösung des Nebus Seite 268. — Buchstaben-Räthel. — Correspondenz. — Inserate.

### Sie war ihm fatal.

Humoreske in Briefen von Helene Stöhl.

Erster Brief.

Nöfhwiz, den 20. Mai.

Liebste Käthchen!

Ich habe Dir versprochen, gleich am ersten Abend meiner

Ankunft in Nöfhwiz zu schreiben, und dies thue ich jetzt, obwohl ich todtmüde bin, um Dir und der Welt zu beweisen, daß auch Mädchen Wort halten können, und daß es nichts als dummes Zeug, von der Eitelkeit der Männer dictirt, ist, wenn ein bedeutender Schriftsteller in seinem Werke über Frauen behauptet, daß nur Männer Freundschaft zu halten verstünden, daß wir Mädchen und Frauen uns gegenseitig ausschließen und verneinen, nicht verträglich, treu und ehrlich in derselben zu sein vermöchten.

Ach, Käthchen, es ist überhaupt schrecklich, wie viel geschrieben und sogar gedruckt wird und doch erlogen ist!

Da las ich neulich: „Jedes Mädchen, das als Gouvernante hinausgeht in die Welt, den Kampf der Intelligenz um das tägliche Brod zu kämpfen, ist entweder verwaist, verarmt oder unglücklich verliebt.“

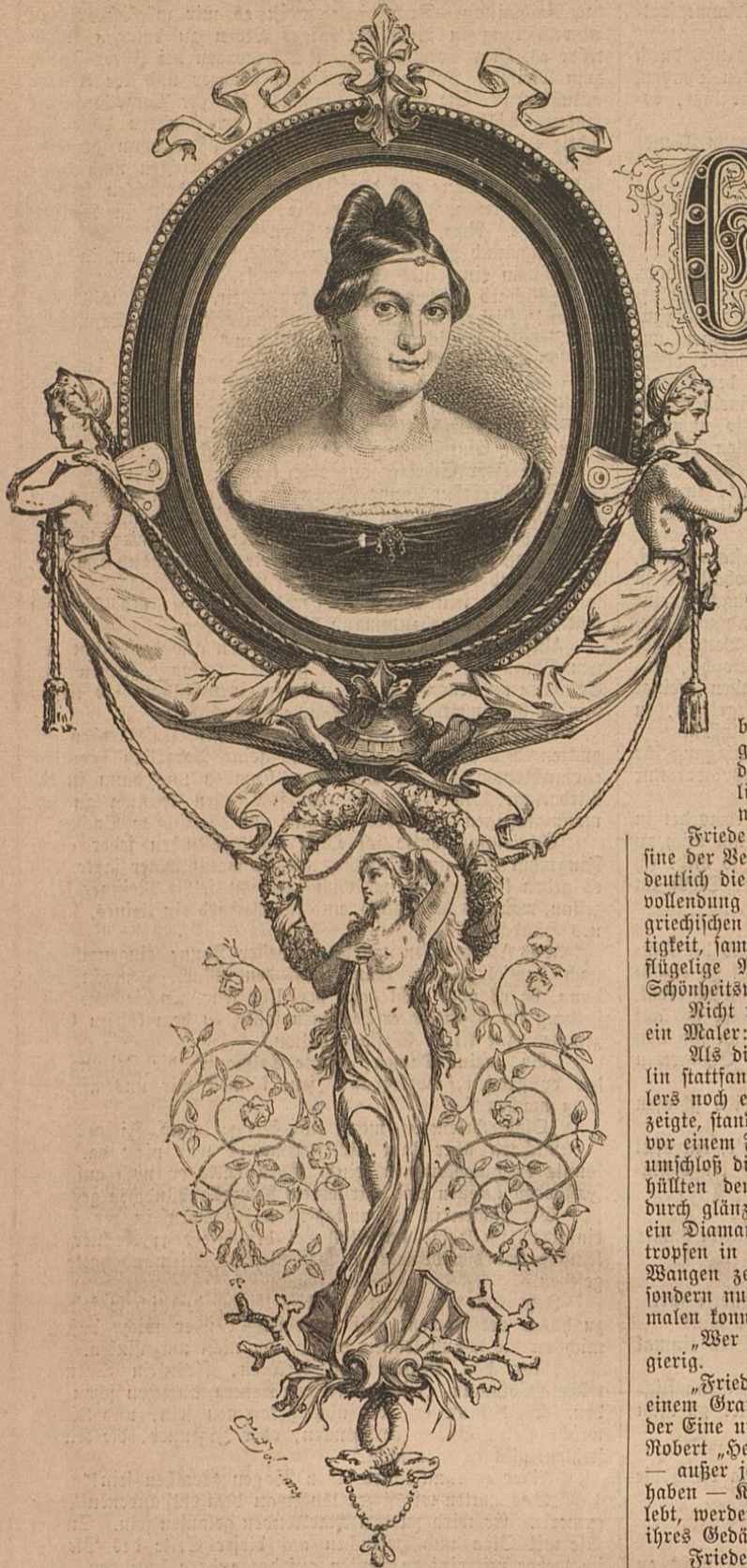
Nun, schön klingt das wohl von dem Kampfe der Intelligenz, aber wahr ist es darum doch nicht, bei mir wenigstens nicht.



Im Hause Fugger. Originalzeichnung von Gehjer.







# Gallerie Schöner Frauen.

Von  
F. von Hohenhausen.  
(Mit Titelvignette und Porträt von P. Grot' Johann.)

## VII. Frau Friederike Robert.

Friederike Robert wurde von Heinrich Heine besungen; er wollte sie „auf Flügeln des Gesanges“ zu ihren holden Schwestern, den rothglühenden Lotosblumen, tragen. Dieses, eines seiner herrlichsten Gedichte, ist der schönen Frau gewidmet worden.

Friederike Robert wurde von Heine scherzweise die Cousine der Venus von Melos genannt. Er bezeichnete damit sehr deutlich die Art ihrer Schönheit; sie besaß die größte Formvollendung des Körpers und einen kleinen, zierlichen, echt griechischen Kopf. Dunkle Augen voll Gefühl und Schalkhaftigkeit, sammetne Rosentwangen, Perlenzähne und eine feinflügelige Nase machten ihr Gesichtchen zu einem wahren Schönheitswunder.

Nicht nur ein Dichter hat die schöne Frau verewigt, auch ein Maler: der berühmte Berliner Porträtist Magnus.

Als die Magnus-Ausstellung vor einigen Jahren in Berlin stattfand, und die Meisterschaft des heimgegangenen Künstlers noch einmal in einer überraschenden Gesamtwirkung sich zeigte, stand stets eine dichtgedrängte Schaar von Bewunderern vor einem Frauenbilde. Ein Kleid von purpurrothem Sammet umschloß die herrlichste Büste, weiße, durchsichtige Aermel enthielten den schönsten Arm. Eine reiche Goldkette zog sich durch glänzend schwarzes, spiegelglatt geschitteltes Haar, und ein Diamantstern funkelte im kleinsten Ohr wie ein Thautropfen in einer Rose; Stirn, Nase, Augen, Mund, Kinn und Wangen zeigten eine Lieblichkeit, die man nicht beschreiben, sondern nur malen und so eben auch nur als ein Magnus malen konnte.

„Wer ist die schöne Frau?“ rief Alles stannend und neugierig.

„Friederike Robert,“ lautete die Antwort, die von irgend einem Grautopf gegeben wurde. Dann erinnerte sich wohl der Eine und Andere der jüngeren Generation, daß Friederike Robert „Heine's Muse“ gewesen sei, aber Mehr von ihr wußte — außer jenen Altmodischen, die sie noch im Leben gekannt haben — Keiner. Trotzdem sie also in Bild und Wort weiter lebt, werden einige biographische Nachrichten zur Auffrischung ihres Gedächtnisses nicht überflüssig sein.

Friederike Robert war die Gattin eines Dichters. Denn Ludwig Robert verdient wirklich so genannt zu werden; reizende Lieder, geistvolle Epigramme und andere literarische Leistungen haben ihn berühmt gemacht. Auch als Bruder unserer Rahel, der glänzendsten Repräsentantin des deutschen Frauengeistes, ist er bemerkenswerth; er war durch die innigste Seelenverwandtschaft mit dieser ausgezeichneten Schwester verbunden, und sie sagte von ihm, daß er ihr Geist ins Poetische übertragen sei. Sie konnte bekanntlich nie in gebundener, sondern nur in freier Rede ihre Gedanken äußern. Friederike Robert dichtete selbst sehr liebliche kleine Lieder in ihrer schwäbischen Mundart und sagte sie gern in heiterer Gesellschaft her, ließ sie jedoch niemals drucken.

Die schöne, lebhafteste Frau wurde in den Gesellschaften von Berlin beinahe abgöttisch verehrt; ihre kindliche Natürlichkeit, oder wenn man will Naivetät, galt in manchen Kreisen mehr, als Geist und Wissen. Hervorragende Männer, wie Karl von Holten, Schall, Chamisso, der liebenswürdige Maler Henkel, der „Albumler“, wie er sich selbst nannte, der Graf Georg von Blankensee, Baron Fouquet, H. Clavren und wie die Celebritäten der Literatur damals alle heißen mochten, sie lagen alle huldigend zu ihren „süßen Füßen“, wie Heine sang, der sie als seine „Abgöttin“ proclamierte.

In dieser glänzenden Stellung vergaß jedoch Friederike Robert nie, daß sie einst in einer dunkeln Verkaufsbude demüthig hinter dem Ladentisch gestanden hatte und von einem unwürdigen Gatten tyrannisiert worden war.

Sie war die Tochter eines verarmten Buchhändlers und mußte sich entschließen, der Versorgung wegen einem ungeliebten Manne ihre Hand zu reichen.

Derselbe etablirte ein Galanteriewaarengeschäft in Baden-Baden, doch war die Schönheit seiner jungen Frau entschieden das Kostbarste in seinem Magazin. Die „Galanterien“, welche ihr erzeugt wurden, schlug er als Preiserhöhungen auf seine sonst sehr unpreiswürdigen Waaren.

Die schöne Frau stand wie ein Opferlamm in der dunkeln Bude und fühlte tief das Demüthigende ihrer Lage; sie verhielt sich streng abweisend gegen die huldigende Männerwelt, nur Ludwig Robert, der Poet, fand die Worte, die ihr zu Herzen gingen, und ihm allein zeigte sie die ganze holdselige Freundlichkeit ihres Wesens. Was war naturgemäßer, als daß er alsbald in Liebe entbrannte und danach trachtete, die schöne Frau sein eigen zu nennen.

Es gelang ihm: gegen eine ansehnliche Abfindungssumme

ließ der Galanteriehändler sein Opfer frei, und Friederike konnte nach erfolgter Scheidung Frau Robert werden. Nachdem sie als solche mehr, als zehn Jahre ein ungetrübtes Glück genossen hatte, nahte plötzlich das Ende desselben. Die Cholera sekte im Jahre 1831 Berlin zum ersten Mal in Schrecken; Alles, was fliehen konnte, verließ die bedrohte Stadt. Auch Ludwig Robert eilte mit seiner schönen Frau hinweg; beide gingen nach Baden-Baden und hofften dem Tode entronnen zu sein. Aber sie irrten, er nahte ihnen nur in anderer Gestalt. Friederike bekam den Typhus und ihr Gatte ebenfalls, sie starben in einer Woche und ruhen in einem Grabe auf dem schönen Friedhof von Baden-Baden, der einem Blumengarten gleicht.

## Im Hause Fugger.

Eigenthümliche Lieder waren es, die Italiens schwarzlöchtige Söhne hinauf trugen ins deutsche Land. Lieder, die wie ein schwirrender Frühlingston in die guten, steifen Weisen der guten, steifen Meister fielen, die Poesie und Gesang ebenso ehrbar zünftig trieben, wie daheim das Tagewort. Lieder, die viel besser sich für rosige Frauenlippen zienten, als Stollen und Abgesang; die zu der Laute Klängen weit besser stimmten mit dem zierlichen Preis auf irgend ein helläugiges Erdenkind, als die ewigen Lobgesänge auf transcendente Weiblichkeiten.

Und diese Lieder lernte bald manch schönes Patrizierkind, und sonderlich klangen sie aus dem großen, stattlichen Hause auf dem Weinmarkt von Augsburg, daß manch ehrjamer Bürger staunend lauschte, wie droben der Laute Saiten rauschten, die Töne von Geige und Clavicembal sich mit Menschenstimmen einten; das war das Haus der Leinweber von Augsburg; der Grafen Antonius und Raimundus Fugger.

Hier ruhten sich die großen Handelsherren, die Grafen und Bannerherren von der Last des Tages aus, sie, die für einen Weltverkehr verantwortlich waren, in deren Händen das Wohl und Weh von Fürsten ruhte. Die Schleppe der schönen Fuggertöchter rauschten über den Estrich, während der Hausherr im reichgeschmückten, sammetgepolsterten Lehnstuhl saß, zur Seite die noch immer liebliche Hausfrau, auf den Knien den jüngsten Sohn. Von hundert Kerzen strahlte helles Licht durch die weiten, prächtigen Räume, in die von außen herein der Mond des Sommerabends sieht. Das Schönste, was Kunst und Gewerbfleiß bieten können, schmückte das Patrizierhaus zu Augsburg. Kostbare Bände mit silbergetriebenen Deckeln, italienische und deutsche Meisterwerke aller Art füllten die Gemächer, die sich dem Gelehrten, wie dem Künstler gastlich öffneten. Freilich sind es nicht mehr die zierlichen Bitterstücker, die hier schalteten, das Grafenhaus zieht sich Kinder, die für Fürstentronen nicht zu gering wären; das sagt das stolze Lächeln des Vaters über die schlanke Jungfrau, die eben eine Weile beendet hat, wie sie drunten in Welschland so wunderbar süß erklingen; das sagt der befriedigte Blick der Mutter, die uneigennützig Bewunderung des jüngsten Schwefelsteins, die über dem Liede Alles vergessen hat, selbst das lebendige Spielzeug, das der Vater ihr mit vieler Mühe aus der Stadt Bologna verschrieben.

Was würde Meister Johannes Fugger für verwunderte Reden führen, sähe er das stolze Haus seiner Enkel mit aller mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit, er, der Tag aus, Tag ein am Webstuhl saß, bis er endlich bedächtiger Leinwandhändler wurde. Wenn er die langen, seidenglatten Fäden ineinanderfischte, und die Schiffelein hindurchschwirrten, ahnte er da die Zukunft seines Hauses? Träumte er in seinem kühnsten Traum von dem ragenden Schloß im schönen Tirol? Und wenn die wadere Meisterin, die rüstige Elisabeth Gfattermann, die seit 1382 hier ehrjame Hausfrau war, die spiegelblanken zimmernen Schüsseln und Krüge sorgsam aufreichte, sah sie in deren blankem Spiegel die köstlichen Geschirre von Gold und Silber auf der Tafel ihrer Enkel? Wenn sie und die zwei blühenden Töchter die Spindel drehen, die vier kräftigen Söhne dem Vater am Webstuhl halfen: was schnurrte die Spindel so geheimnißvoll? Ein Kaiser wird unter diesem Dache ruhen, das Brod deiner Söhne wird er brechen, ihre Töchter werden ihm den Willkomm credenzen, sein müdes Haupt wird sicher ruhn im Schutze des Patrizierdaches, sicherer, als in der Hofburg daheim!

Und nach hundertfünfzig Jahren sprangen die weiten Pforten des Hauses auf dem Weinmarkt auf, Carolus Quintus, der Kaiser, der in der Stadt seinen Reichstag hielt, zog ein mit einem herrlichen Gefolge und — einer Schuldlast, größer, als er je sie abtragen konnte. Und als er schied, hatte das berühmte Zimmholzfeuer die Schuldbriefe verzehrt, das war Fugger'sche Gattfreundschaft, die Hausherren aber waren Reichsgrafen und Bannerherren, das war kaiserlicher Dank.

## Germania.

Von der höchsten künstlerischen Bedeutung ist der ganze Fries, der, unseres genialen M. von Werner's Schöpfung, die Siegessäule in Berlin schmücken wird; warum wir gerade diese Gruppe aus dem herrlichen Ganzen wählten, bedarf heute, wo die Blumen des zweiten Septembers in unseren Festhällen und auf unseren Heldengräbern noch unverwelkt sind, keiner Erklärung. Germania in Wort und Bild ist keine mythische Gestalt mehr: So haben wir alle sie geschaut, als unser Herd und Boden in Gefahr war. Das Schwert noch in der Scheide, stand sie schon wie eine Siegerin da. Nicht um zu prahlen, erinnern wir durch dies Bild an den Einen Waffennarr, der, wie es in Dubois-Raymond's denkwürdiger Rede vom 3. August 1870 heißt, von den meergepeitschten Haiden der cimbrischen Halbinsel, von jener Burg deutscher Macht und deutschen Wissens im fernen Nordosten, bis wo im Königssee deutsches Hochgebirg sich spiegelt und bis wo Schwarzwaldtannen ins überheimische Land schauen, erscholl. Nicht überheben, erheben wollen wir uns vor und an dem Bilde! Und auch Euch sei's zu Ehren gebracht, Ihr lieben guten Frauen, die Ihr in den Zeiten der Zerklüftung und scheinbar hoffnungslosen Entkräftung ein so mannhaftes Geschlecht, die Ihr uns „trogtallem“ zur Nation erzogen!

„Gott bewahre,“ entgegnete Colmann, „das wäre schön! Jetzt gehen wir erst recht in die Affentomödie, nicht wahr, Richard, Du kleiner Taufenbappermenter? Hättest Du nicht wenigstens ein klein wenig in Deinem Versteck schnarochen können? Das hätten wir gewiß gehört, nicht wahr, Fräulein Werner?“

(Schluß folgt.)

## Alpenrosen = Gruß.

Von Georg Baron von Dyherrn.

Hoch auf der schroffen Felsenwand  
Sowie des Berges Lächeln stand  
Blühend die Alpenrose.  
Purpurne Blumen sah ich rund,  
Als ich lag in der Abendstund'  
Droben im weichen Moose.

Hell durch die grüne Laubnacht fiel  
Gleich des Springborns Perlenspiel  
Goldener Sonnenregen.  
Tief im Thale der Schatten ging,  
Silbernes Netz des Nebels hing  
Ueber den Wiesenwegen.

Alpenrosen brach ich mir drei  
Und ich gedachte sinnend dabei,  
Wie sie verwannt dem Liede:  
Blühen aus hartem Leid doch oft  
Herrliche Lieder unverhofft,  
Sowie ein Lächeln voll Friede.



Germania.

Fragment aus dem Fries zur Siegessäule in Berlin, von A. von Werner, Director der Akademie der bildenden Künste zu Berlin.

### Deutsche Frauenbilder aus dem Elsaß.

Von Fedor von Köppen.

(Schluß.)

Ein Greis war den Berg hinauf gepilgert, um bei ihr, der Blindgeborenen, Hilfe für sein erblindetes Kind zu suchen. Erschöpft von dem beschwerlichen Bergsteigen, war er an dem Felsen in die Kniee gesunken und dem Verschmachten nahe, als die Jungfrau zu ihm trat. Sie schlug mit ihrem Stabe an den Felsen, daß Wasser hervorprudelte und sprach: „Deines Kindes Augen sind hell wie dieser Brunnen!“ — Noch heute spricht man dem Brunnen heilkräftige Wirkung zu für den gläubigen Pilger, der dort Hilfe für Augenleiden sucht.

Zu den zahlreichen Wallfahrern nach dem Ottilienberg gehörte auch Goethe während seiner Straßburger Studienzeit (1770). Auch er hörte hier die Legenden von der frommen Stifterin des Klosters und erfaßte sie mit der Innigkeit seines Dichtergemüths. Lange Zeit nachher (1807), als Goethe im Hause des Buchhändlers Frommann zu Jena dessen angenommenes Kind, seine Minna Herzlieb, kennen lernte, die ihn zur Schöpfung eines seiner edelsten Frauencharaktere, der „Ottilie“ in den „Wahlverwandtschaften“, begeisterte, trat mit der zarten, aufopferungsvollen Waise das Bild jener Heiligen vom Ottilienstein wieder lebhaft vor seine Seele.

„Ich sing nicht an; ich fuhr nur fort zu lieben  
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen . . .“

sagt er in einem der auf Minna Herzlieb bezüglichen Sonette\*, und in „Wahrheit und Dichtung“ gedenkt er der Wallfahrt nach dem Ottilienberge in folgenden Worten:

„Hier, wo das Grundgemauer eines römischen Castells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinruigen eine schöne Grafentochter aus frommer Reizung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lange mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar späteren, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde.“

So verknüpft dasselbe Ideenband die Geister eines Volkes, und die Poesie verkörpert Gestalten von weit auseinander liegenden Zeiten in demselben Ideal.

Unter den Nachfolgerinnen der heiligen Ottilie gedenken wir der Aebtissin Herrade von Landsberg (1167—1195). In der Stille dieser Klostermauern schrieb und malte die gelehrte Frau ein Werk, welches unter dem Titel „Hortus deliciarum“, d. i. „Garten der Wonnen“, in Prosa und Dichtung, in Schrift und Bild so ziemlich Alles enthielt, was den geistigen Gesichtskreis ihrer Zeitgenossen erfüllte: ihr ganzes Wissen vom Alterthum, veranschaulicht durch mythologisch-allegorische Zeichnungen, neben Darstellungen aus der christlichen Legende und aus dem selbstgeschauten Leben ihrer Zeit. Zierliche Bilder, auf Goldgrund gemalt, waren in sinniger Weise mit dem lateinisch geschriebenen Texte verflochten. Die meisten zeugten von einer idealistischen Auffassung, die aber mit den unvollkommenen Mitteln jener Zeit vergeblich nach dem richtigen Ausdruck strebte. So erinnerten manche ihrer Zeichnungen, insbesondere die Landschaftsbilder, an die ersten Zeichenversuche der Kinder. Dennoch war das Werk — gleichsam eine illustrierte Encyclopädie aus dem zwölften Jahrhundert —

\* Es ist das sechszehnte Sonett, unter der Ueberschrift: „Epoche“.

für unsere Kenntniß des geistigen Lebens jener Zeit von unschätzbarem Werthe. Leider ist dasselbe während des Brandes der Straßburger Bibliothek (23. August 1870) ein Raub der Flammen geworden, — für unsere Literatur ein unerseßlicher Verlust.

Vielleicht zu derselben Zeit, als Herrade von Landsberg im Kloster der heiligen Ottilie jenes kostbare Werk vollendete, waren nicht weit von ihr andere Frauenhände thätig, das größte Kunstwerk des Elsaß, das Straßburger Münster, mit heiligem Bildwerk zu schmücken. Wir meinen Sabina, die von der Sage und in vielen Büchern des Elsaß für die Tochter Meister Erwin's von Steinbach ausgegeben wird. Unsere leicht erregte Einbildungskraft zaubert uns ein liebliches Bild vor die Seele: die Tochter in der Bauhütte des Meisters, ihres Vaters, wie sie aus seinen Bauplänen und Umrisen das Geheimniß seiner Kunst zu ergründen und, den Meißel in der Hand, die edlen, schwungvollen Formen und Linien nachzuahmen strebt. Aber die strenge geschichtliche Kritik zerstört das heitere Bild unserer Sinne. Die einzigen Nachrichten, welche uns von Sabina überkommen sind, befinden sich eingegraben auf einer Schriftrolle, welche der Apostel Johannes am südlichen Eingange des Querschiffs unsers Straßburger Münsters in der Hand hält und welche lauten:

„Gratia divinae  
Pietatis adesto Savinae  
De petra dura  
Per quam sum facta figura.“

Die Gnade der göttlichen  
Barmherzigkeit werde Sabinen zu Theil,  
(Von welcher) aus hartem Gestein  
Ich, diese Gestalt, geschaffen bin.“

Als das Lob Meister Erwin's von Steinbach von allen Lippen klang, gab man sich mit der Entzifferung und Uebersetzung jener lateinischen Zinschrift keine sonderliche Mühe. Man überlegte frisch die dritte Zeile: „de petra dura“ mit „von Steinbach“ und folgerte ebenso unrichtig, daß die vermeintliche „Sabina von Steinbach“ die Tochter Erwin's sei, die nach seinem Tode sein Werk fortgesetzt habe. Nun ist aber erwiesen, daß der Kreuzgang des Münsters, an dessen südlichem Eingange das Bildniß des Apostels Johannes steht, schon vor Erwin's Werkthätigkeit am Münsterbaue (1277 bis 1318) fertig war. Auch tragen die Bildwerke die Züge einer früheren Zeit. Wir können daher die Bildnerin Sabina nicht für eine Tochter Erwin's anerkennen und thun wohl eher recht, sie für eine Zeitgenossin der gelehrten Aebtissin vom Ottilienstein zu halten.

Einer der ersten lebenden Bildhauer des Elsaß, Philipp Graf, hat die Gestalt Sabina's in Erz erstehen lassen, und der Dichter und Kulturhistoriker Ludwig Spach, mit dem Dichternamen „Ludwig Lavater“, gab dem Gedanken, welcher den Künstler bei dieser Schöpfung besetzte, in schwungvollen Strophen Ausdruck.

Wohl keine von den Frauengestalten des Elsaß erregt und verdient unsere Theilnahme in solchem Grade, wie das holde Kind von Sessenheim, Friederike Brion. Unzählige Pilger wandern noch jährlich nach dem stillen Fleckchen Erde, welches geweiht ist durch die reine Jugendliebe des größten deutschen Dichters.

Ungefähr sechs Wegstunden nördlich von Straßburg, in dem fruchtbaren, fröhlichen Lande, das von den Vorhügeln des Wasgau nach der Rheinebene sich abdacht, blickt aus einer Thalwelle, nahe dem Flußufer, das freundliche Dörfchen, in welchem der einundzwanzigjährige Dichterjüngling Wolfgang Goethe die anmuthigste Liebesidylle durchlebte. Wir sehen im Geiste der Kirche gegenüber das bescheidene alte Pfarrhaus, dahinter den heitern Garten mit der Fliederlaube und weiterhin die kleine Erderhöhung, mit einem Wäldchen ge-

krönt, in dem schattige Ruheplätze eine Aussicht über die Landschaft gewähren: „Hier das Dorf und der Kirchturm, hier Sessenheim und dahinter die waldigen Rheinebenen, gegenüber die Vogelschen Gebirge und zuletzt das Straßburger Münster!“\*) Ueber einer der Bänke befindet sich an einem schattigen Baume ein kleines längliches Bret mit der Zinschrift: „Friederikens Ruhe“. Es ist das Lieblingsplätzchen, welches Friederike, die zweite Tochter des Pfarrers, sich für ihre Mußstunden erkor, und das Wäldchen, wo der glücklichste aller Musesöhne eintraug, selbst nicht ahnend, daß er gekommen war, ihre Ruhe für immer zu stören und ihr Leben für kurze Zeit mit einer Wonne zu erfüllen, deren Entschwinden ihr unsagbaren Schmerz bereiten mußte.

Weyland, der stille und fleißige Studiengenosse Goethe's in Straßburg, ein geborener Elsässer, war in dem gastlichen Pfarrhause bekannt und redete zu dem Freunde öfters von dem trefflichen Landgeistlichen, der wirthlichen Hausfrau und den beiden anmuthigen Töchtern, so daß Goethe, der gerade um diese Zeit durch Herder in Goldsmith's Dichtung: „Der Pfarrer von Wakefield“ eingeführt war, sich lebhaft angeregt fühlte, einmal aus eigener Anschauung die Wirklichkeit mit den dort geschilderten Zuständen zu vergleichen.

So sehen wir denn an einem schönen Herbstnachmittag — es war October 1770 — fröhliche Menschen dort im Schatten der duffigen Fliederlaube. Dort sitzt das liebe, laufende Schwesterpaar, zwischen beiden der schöne Dichterjüngling mit der leuchtenden Stirn, den kalten, freien Zügen, den geistvollen dunkeln Augen, und erzählt mit der ihm eigenen Gabe der Erfindung und schnellen Gestaltung sein „Märchen von der neuen Melusine“.

Die Augen des Straßburger Freundes ruhen bald auf dem Erzähler, bald auf den Gesichtern der Mädchen, als freue er sich des Zaubers, den das wunderbare Talent des jungen Goethe auch über ihre unbefangenen Seelen übt.

Die Tage von Sessenheim wirkten eine wunderbare Wandlung in Goethe. Straßburg war ihm nie so leer, die „Aristerei und Medicin“ nie so trocken vorgekommen, als jetzt nach seiner Rückkehr von Sessenheim. Seine Gedanken gingen zurück und weilten bei einem lieben Bilde. Als wieder einige Ferientage gekommen waren, da bedurfte es für ihn kaum der Mahnung, mit welcher der würdige Mediciner Lobstein seine Vorlesungen schloß: „Meine Herren, benutzen Sie diese Zeit sich aufzumuntern, geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen!“ — Goethe's Entschluß war bereits gefaßt, sein Pferd bereits gesattelt; Freund Weyland war nicht sogleich zu finden, aber die Reise dutete keinen Aufschub:

„Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!  
Es war gethan fast eh' gedacht:  
Der Abend wiegte schon die Erde  
Und an den Bergen hing die Nacht;  
Schon stand im Nebel die Eiche,  
Ein aufgerührter Riese, da,  
Wo Finsterniß aus dem Gefranche  
Mit hundert schwarzen Augen sah.“

\*) Das gegenwärtige Aussehen von Sessenheim ist ein völlig anderes, als wie es in unserer Vorstellung nach Goethe's Schilderung in „Wahrheit und Dichtung“ lebt. Das alte Pfarrhaus ist längst abgebrochen, und ein anderes an derselben Stelle erbaut worden. Die Fliederlaube ist geschwunden. Statt des bewaldeten Hügel mit „Friederikens Ruhe“ erblickt man jetzt nur einen Krautacker auf der unbedeutenden Erderhöhung. An der Kirchenmauer liegen die Gräber des Pfarrers Brion und seiner Gattin.

### Lied ohne Worte.

Andante quasi Allegretto.

Richard Wüerst.



